

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 147

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

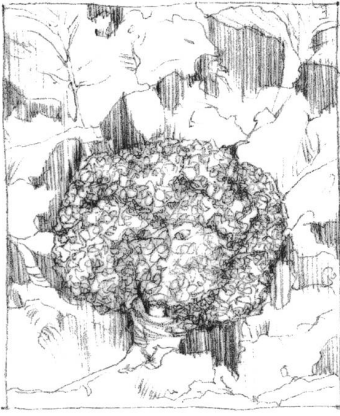
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



KULTUR



«Ich denke, wo ich nicht bin, und wo ich bin, denke ich nicht.» Jacques Lacan (1901-1981)

LUST AM ENTZUG

Jonathan Monk zitiert und verzerrt Duchamp, Mondrian, Serra, Ed Ruscha. Mit schelmischer Neugier schafft Monk ein Werk, das sich der kunsthistorischen Kategorisierung widersetzt. von Konrad Bitterli

Es handelt sich weder um ein Mountain-Bike mit puffernden Federn noch um ein chices City-Rad mit Körbchen, sondern um ein etwas altertümliches Fahrrad. Ein durch und durch vertrautes Gefährt, wie es im heutigen Strassenbild kaum auffällt. Findet sich ein solches Velo indes aufgebockt in der hehren Halle eines Kunstmuseums, stellen sich grundlegende Fragen nach dessen Funktion an diesem Ort und nach dessen präzisiertem Status zwischen Fortbewegungsmittel und Kunstwerk. Der permanente Tausch zwischen der schieren Profanität des Alltags und der noblen Sphäre der Hochkultur weist in der Kunst eine lange Tradition auf und begleitet die Moderne, seit der französische Künstler Marcel Duchamp 1917 eine Pissoir-Schüssel im Museum platzierte und als «Fountain» deklarierte. Wenn nun der englische Künstler Jonathan Monk diese epochale Geste neunzig

Jahre später mit einem Fahrrad wiederholt, erweist er nicht nur dem grossen Vorbild die Referenz, sondern weiss sich auch in bester künstlerischer Gesellschaft. Doch nicht genug damit, spielt doch sein mönchischer Geist nicht einfach mit der Nobilitierung des Alltäglichen, er fährt zugleich dessen potentielle Funktionalität vollends ins Absurde, indem er die beiden Räder über den zum Antrieb umfunktionierten Dynamo permanent leer drehen lässt – und zwar in entgegengesetzte Richtungen: «Constantly Moving Whilst Standing Still». Monk dreht heftig am Rad der Geschichte, und es blitzt nicht nur ein unverfrorener Umgang mit der heldenhaften Moderne auf, sondern es klingt zugleich jener typisch englische Humor an, der das Schaffen des 1969 in Leicester geborenen und in Berlin lebenden Künstlers seit jeher prägt.

«Today is just a copy of yesterday»

Als «freie Appropriationen» wurde Monks Umgang mit den künstlerischen Traditionen bezeichnet: vom Erklettern eines Baumes wie in «Up a tree similar to the one painted by Piet Mondrian in 1914-15» bis zum schamlosen Urinieren auf eine Skulptur Richard Seras «In war time, this would be a tank (Pissing on Serra)». Von der fotografischen Recherche nach der im Auftrag von Robert Barry geschlossenen Galerie – «Closed» – bis zum Nachstellen eines Werks von Ed Ruscha, «Jonathan Monk without his collection of Sol LeWitt books (After Ed Ruscha 1971)». Dabei sticht eine intensive Beschäftigung mit den Helden der Konzeptkunst der sechziger Jahre hervor. Was als Folge der damaligen Jugendrevolte gegen das Establishment auch in der Kunst Konventionen radikal in Frage stellte, hob zugleich die Idee gegenüber der Realisation hervor und bestimmte dabei die Autorschaft im Verhältnis zum Artefakt grundlegend neu – bis zur völligen Entmaterialisierung der Form. Solche Ansätze scheint sich Monk humorvoll anzueignen, indem er sie mit biographischen Verweisen durchsetzt oder mit gesellschaftlichen Referenzen auflädt und so für die Gegenwart aktualisiert. Der revolutionären Geste und dem modernistischen Absolutheitsanspruch begegnet er respektlos und hinterfragt dessen Gültigkei-

ten aus heutiger Perspektive. Obwohl er vergleichbare künstlerische Strategien verwendet, zum Beispiel jene der Konzeptualisierung und Lingualisierung, tut er dies vollkommen undogmatisch. «Das Werk Jonathan Monks muss Positivisten eigentlich zur Verzweiflung bringen. Wo diese auf dem Fundament objektiver Unumstösslichkeiten stehend das Nicht-Beweisbare gerne als nicht-existent erklären, liebt es Monk, dort anzusetzen, wo das vermeintlich Gesicherte brüchig wird», sagt Stefan Berg vom Kunstverein Hannover.

Bösartige «Denkstücke»

Monks Oeuvre umfasst Textarbeiten, Zeichnungen, Objekte, Fotoarbeiten, Diaprojektionen, Videos und 16mm-Filme und lässt sich auf keinen einheitlichen «Stil» reduzieren. Vielmehr zeichnet es sich durch eine bestimmte Form des inhaltlichen Zugriffs, durch eine raffinierte Strategie der spielerischen Aneignung aus. Es fällt schwer, ein Werk kunsthistorisch festzuschreiben, das sich gerade dadurch charakterisiert, sich permanent von Neuem zu erfinden und Vorstellungen von einer erkennbaren künstlerischen Identität konsequent zu unterlaufen. Beispielhaft manifestiert sich das im Umgang mit Sprachstrukturen wie beispielsweise seinen «Meetings». Gerade dort, wo der sprachliche Bezug üblicherweise Bedeutung und Botschaft signalisiert, läuft er bei Monks bösartigen «Denkstücken» ins Leere. Mit vertrackten Referenzen deutet er Traditionslinien an und bricht sie zugleich am Profanen oder führt sie mittels unerwarteter Transformationen ad absurdum. Monk geht es ganz offensichtlich nicht um inhaltliche Festlegungen, sondern im Gegenteil um ein permanentes Öffnen, um ein Verschieben und Relativieren. Fast könnte man sagen, der Künstler betreibe ein permanent re-produzierendes Sich-Entziehen, wie es in Jacques Lacans Paraphrase auf Descartes anklingt. Kurz: Monks Werk zielt auf die entscheidenden Zwischenräume des Denkens, dort wo die potentielle Eindeutigkeit der Dinge sich verflüchtigt und grundlegende Fragen zur Kunst sich abzeichnen – und zwar trotz lustvoller Leichtigkeit mit beissender Schärfe und abgründigem Humor.

Kunstmuseum St.Gallen. «Yesterday today tomorrow etc.»:

Jonathan Monks erste Einzelausstellung in einem Schweizer Museum dauert bis zum 13. August. Öffnungszeiten: Di-Fr, 10-12 Uhr und 14-17 Uhr, Mi bis 20 Uhr, Sa/So, 10-17 Uhr.

Mehr Infos: www.kunstmuseumsg.ch

Im Revolver Verlag erscheint zu der Ausstellung eine reich bebilderte Publikation mit Texten von Stephan Berg, Konrad Bitterli und Ellen Seifermann.

DREISSIGTAUSEND.

Sucht man in St.Gallen Bücher über Gestaltung, ist man ziemlich aufgeschmissen. Es naht aber Hilfe. In der 1910 gebauten Schwarzfärberei im Sittertal wird eine Bibliothek mit der privaten Büchersammlung von Daniel Rohner eingerichtet. Nahezu 30'000 Bücher zur zeitgenössischen Kunst und über grundlegende Literatur zu Kunstgeschichte, Architektur und Design, umfasst der Bestand. Bis anhin wurden die Bücher an verschiedenen Orten gelagert, so, dass der Sammler den Überblick verlor. Die Bücher stapelten sich nebst anderen Orten in der Kunst Halle St.Gallen und beim Künstler Peter Kamm in Arbon. 1958 wurde die Schwarzfärberei parallel mit dem Kesselhaus umgebaut. Eine Anlage, die eine Unmenge von Wasser für die Umwandlung in Dampf aufbereitete, wurde installiert. Vor vier Jahren begannen die Kunstgiesser damit, bedächtig die Schwarzfärberei umzubauen. Ein Eichenboden wurde verlegt und ein 25 Meter langes und 4,5 Meter hohes Büchergestell eingebaut. Die Bibliothek soll leben und funktioniert darum nicht mit dem konventionellen bibliothekarischen System. Die Bücher sind nach ihrem Inhalt, nicht alphabetisch geordnet. Jedes Buch wird mit einem Chip ausgerüstet und kann so lokalisiert werden. Das will heissen, die Besucher können das Buch an einem beliebigen Ort wieder ins Gestell stellen. Vis-à-vis des Büchergestells, quasi als handfestes Gegenstück zur Intellektualität der Bücher, steht ein Ungetüm eines Lista-Schranks aus der Arboner Saurer-Fabrik. In diesem Schrank der Schränke kommt eine Materialmuster-Sammlung unter, die in ein bis zwei Jahren eröffnet wird.



Auf die Eröffnung der Kunstbibliothek hin lud die Kunstgieserei das Künstlerduo Peter Fischli und David Weiss ein. Sie bringen Publikationen, Plakate und Editionen mit. Sie zeigen Originalkarteikarten mit von ihnen über die Jahre gesammelten Fragen: Wird die Freiheit der Vögel überbewertet? War ich noch nie ganz wach? Soll ich mich betrinken? Und so geht es unendlich viele Fragen weiter. Die Kunstbibliothek wird ein Ort, der entdeckt werden will, ein Ort zum Stöbern und um die kunstlose Welt zu vergessen. [js]

Sitterwerk St.Gallen. Ausstellung Fischli/Weiss: 11. Juni bis 24. September. Eröffnung: Kunstbibliothek: So, 11. Juni, 13-18 Uhr, die Künstler sind anwesend. Öffnungszeiten: Mi/So 14-18 Uhr, und während der Bürozeiten auf Voranmeldung. Mehr Infos: www.sitterwerk.ch

ACHTZIG JAHRE.

«(Soll doch. Sollen die andern.) Mein Teil, es soll verloren gehen.» So lauten die abschliessenden Zeilen des letzten zu Lebzeiten Ingeborg Bachmanns veröffentlichten Gedichts: Keine Delikatessen. Natürlich wird ihr Werk nie vergessen gehen. Zuviel hat sie bewegt, die brillante Intellektuelle, sinnliche Dichterin, die mutige Grenzgängerin. Ihre Hauptthemen waren die Klage über den Zustand des Menschen in einer gewalttätigen Umwelt und Visionen von einer besseren Gegenwelt. Dies macht die Ingeborg-Bachmann-Wanderausstellung zum Thema, die im Juni in der Kulturwerkstatt Kammgarn im Vorarlbergischen Hard zu Besuch sein wird. Sie trägt den Titel «Schreiben gegen den Krieg. Ingeborg Bachmann 1926-1973». Bisher noch nie publizierte Texte wie das Kriegstagebuch aus dem Jahr 1945 und noch unveröffentlichte Fotos aus dem Privatnachlass sind in dieser Ausstellung

zum ersten Mal zu sehen. Die ausgewählten Bilder und Texte werden von einem Kommentator begleitet, so dass die Ausstellung zugleich eine Einführung in Leben und Werk Ingeborg Bachmanns darstellt. Der Zeitpunkt der Wiedererinnerung ist nicht zufällig gewählt: Bachmann wäre dieses Jahr achtzig Jahre alt geworden. [sab]

Kammgarn Hard, Vorarlberg. 15. Juni bis 5. Juli. Täglich 16-20 Uhr. Vernissage: Mi, 14. Juni, 20 Uhr. Mehr Infos: www.kammgarn.at



DIE GENAUIGKEIT DES POPSCHREIBERS



Buchumschlag: Georgine Ingold

40

Der Ostschweizer Chrigel Fisch lebt als Musikkritiker, Konzertveranstalter und freier Autor in Basel. «Donnerstag Freitag Samstag Sonnenblume» heisst sein neustes Buch. René Sieber hat es gelesen.

«Ich habe Dir vieles nicht erzählt und nun trag ich es ein Leben lang herum, das werde ich tun, ich verspreche es Dir, oder ich schreibe es hier auf und – Du siehst durch meine Augen auf dieses Papier. Ich gebe Dir meine Augen, schau durch meine Augen. Erzähl mir, was ich sehe, was Du siehst. Ich schreibe alles auf.»

Über ein Buch ist hier zu schreiben. Einen «Lebenskünstler-Roman» (Klappentext), der keiner zu sein scheint. Vielmehr einer über den Hass, die Kunst, den Rausch, die Liebe, den Tod. Über ein Buch ist zu schreiben, dessen Autor in vielen alten Erinnerungen mit dem Rezensenten verbunden bleibt: endlose Gespräche, Konzerte, Musikhören, Literatur,

Beizentouren, Spaziergänge am Rhein, Zeitungsarbeit. Über ein Buch ist zu schreiben, das gleichermassen nerviert, fasziniert und einnimmt. Ein Buch, das den fesselnden Sog erst nach und nach entwickelt. Eine Erzählung, die in ihrer Genauigkeit, ihrer Betrachtungsgabe überrascht. Über ein Buch ist zu schreiben, das einen langen Schatten vorausschickt. Ein Werk, das einer mit 29 Jahren aus dem Leben geschiedenen Frau gewidmet ist. In einer subtilen Zärtlichkeit, die jede Coolness des Autors über den Haufen wirft. Über ein Buch ist zu schreiben – von einem wie mir, der selber kaum mehr Bücher liest, höchstens Tagebücher, und die Literatur fast ausschliesslich über Radio und Tonträger geniesst.

Bis der Bann bricht

Dieses Buch, über das hier geschrieben wird, beginnt mit einem Paukenschlag, einem der stärksten Bilder der Erzählung: «Als ich schräg nach oben blicke, gegen die Sonne, in das randlose leichte Blau des ungebrochenen Sommerhimmels, sehe ich die Kontur des Balles näher kommen, grösser werden. Der Schatten wächst, der Ball fliegt viel zu schnell auf mich zu, füllt jetzt mein ganzes Blickfeld aus, planetenhaft gross plötzlich, Himmel und Sonne verschluckt. Er drückt sich im Fallen schwer und schwerer auf meinen Blick, drückt mir den Kopf ins Genick, fällt mich an, wird mich fällen. Ich weiss es.» – Eine Jugenderinnerung von Chrigel Fisch leitet über in eine Geschichte, die im Bett beginnt. Im Halbschlaf. An einem Sommermorgen. In Frankreich, in Basel, weiss der Kuckuck wo. «Fuck, Erwachen, schon wieder, und wozu.» Diese Frage wird am Schluss des Buches nicht beantwortet. Aber am Ende von «Donnerstag

Freitag Samstag Sonnenblume» weiss der Leser wieder etwas mehr über das Leben und die Liebe und den Tod. Und die Frage selbst verliert ihren Sinn. Ihr Gewicht.

Zuerst hatte ich Mühe mit dieser Erzählung, ihrem übertriebenen Ehrgeiz, der Lakonie der Sätze, den kursiv und fett gedruckten Worten. Ärgerte mich, dass ich mich ärgerte. Bis der Bann brach und die Eigenart von Fische's Prosa mich mit Fortdauer des Lesens einnahm. Die akkurate Beschreibung einer VIP-Vernissage einer Kunstaussstellung bestätigte eher den ersten Eindruck, die frühlingsberauschte Ausfahrt im grünen Citroën aus der Stadt den zweiten. Auf der sonnenbeschienenen Landstrasse findet der mit Langeweile und Überdruß hadernde Autor wieder zu sich selbst: «Plötzlich spüre ich die Erdung. Hier, jetzt. Ich drücke die Fusssohlen in den Boden, den weichen Boden, die Grasbüschel, fester und fester. Ich weiss, wo ich bin, hier, jetzt, es gibt keinen anderen Ort. Ich blicke mich um, das Haus, der Kastanienbaum, das Gatter, der Citroën auf dem Kiesplatz, alles stimmt. Die Zeit stimmt, der Ort stimmt, es ist so, wie es ist.» Die Vernissage, die Fratzensgesichter der Kunstmanager, die gestressten Stadtpassanten, die Sturheit der still schlemmenden Buzzer, die Hektik des Verkehrs, die Öde und Kälte der Vorstadt: All das scheint sich auf einen Schlag im kalt genossenen Bier einer abgelegenen Gartenbeiz aufzulösen. Doch am Ende dieser Flucht vor Ekel, Hass und der Verlogenheit des Kulturbetriebs lockt dann wieder die Stadt, locken die milden Leuchtreklamen, die Promenade am Fluss, die Drum'n'Bass-Party. Locken die Menschen.

Unter einen Hut

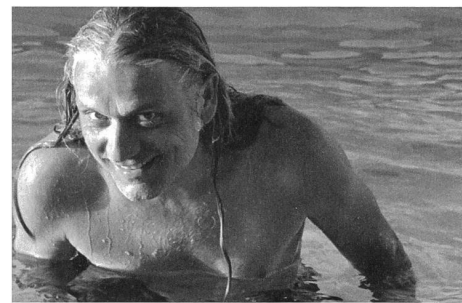
Seine Kindheit verbrachte der 42-jährige Ostschweizer Chrigel Fisch im Konservenstädtchen Bischofzell. Im bieder vor sich hin grünen Thurgau. In einer Gegend notabene, wo höchstwahrscheinlich wenige Typen heranwachsen, die sich später als Musikkritiker, Konzertveranstalter, freier Autor, Mitorganisator von Jugendliteraturfestivals und Herausgeber von Post-Beatnik-Lyrik gegen das Establishment betätigen und freischwimmen. Wenige erwachsen werden, die gegen den Mainstream ankämpfen, das Philistertum erdulnd. Fisch weist eine Vita aus, die eine Bankausbildung, die Journalisten-Ausbildung bei der «Appenzeller Zeitung», eine siebenjährige Kulturtätigkeit für die «Kaserne Basel» und eine Familiengründung locker unter einen Hut bringt. Nach zahlreichen Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und im Eigenverlag ist «Donnerstag Freitag Samstag Sonnenblume» die erste, «so called», ernsthafte Erzählung. Herausgekommen ist sie im umtriebigen Münchner Verlag Lagrev. Ausgestattet mit einem sehr schönen, sinnlichen, handlichen Buchumschlag. Und schliesslich geadelt mit einer ausdrucksstarken Covergestaltung, dem Ausschnitt eines Bildes von Georgine Ingold, der Lebensge-

fährtin Fische's. Sieben Jahre nach der experimentellen, chaotischen Erzählung «Helga Fieber» hat der Autor zu einem Stil gefunden, der sich nicht nur für die grellen Seiten einer Künstlerbio interessiert, sondern mit einer bewundernswerten Geduld und Eindringlichkeit den alltäglichen Dingen poetische Kraft verleiht.

Angelpunkt Musik

1997 starb die knapp 30-jährige Nadja B. an einer Überdosis Heroin. Chrigel Fisch hat «Donnerstag Freitag Samstag Sonnenblume» ihr gewidmet und damit gleichzeitig eine Liebesgeschichte aufs Papier gebracht, die intime Brief- und existenzielle Songzitate mit den Liebes- und Lebenserfahrungen dieser Zeit vermischt. Das ist nicht wenig. Fisch gelingt diese künstlerische Gratwanderung vor allem im zweiten Teil der Erzählung. «Das Flugzeug, ich blicke zum Himmel empor, das Flugzeug zieht in grosser Höhe eine Linie, absolut stumm. Ich höre die Glocken der Kapelle, das tiefe, metallene Vibrieren drückt mir den Schädel zusammen und gleichzeitig beruhigt es mich. Ich stelle mir vor, wie Nadja mit einem dieser Flugzeuge in die Schweiz zurückgefliegen ist, vor wenigen Tagen erst. Dass sie jetzt in der Kapelle liegt, kalt und wachsern, in einem Sarg, dem gleichen Modell, in das man die Körper sechsunneunziger Frauen legt.» Im Kapitel über die Beerdigung der traurigen Protagonistin des Buches gewinnt Fische's Prosa Tiefe und eine plötzlich ausbrechende Emotionalität. In der Mitte der Erzählung geschieht ein Bruch, der Spuren hinterlässt. Von diesem Augenblick an schreibt hier einer, der mit der grössten dem Menschen zumutbarsten Grenzerfahrung konfrontiert wurde: dem Tod.

«Warnung: Im Buch werden Zigaretten geraucht. Das tötet.» Fisch gibt seiner «werten gemeynde» einen Warnzettel. Im Buch wird aber auch tüchtig gebechert. Wird Fussball geschaut (mit anschliessendem «Stadionkrieg»!), wird abgetanzt, geflirtet, Wäsche gewaschen, Kaffee gekocht, im Meer geschwommen, das Überleben geübt, gesurft, werden Liebesbriefe geschrieben, Kunstwerke betrachtet und Songs zitiert. Überhaupt die Musik. Sie ist dem Autor Dreh- und Angelpunkt in einer aus den Fugen geratenen Zeit. Songzeilen von Townes Van Zandt, Tocotronic, Public Enemy und Nick Cave sind für Fisch mehr als nur Ausschmückungen seiner Prosa. Sie sind ihm so elementar wichtig wie die Luft zum Atmen. «Mir fällt die erste Drum'n'Bass Party ein, an einem kleinen Ort, in der Nähe des Spitals. Ich ging müde hinein und kam topfit heraus. Erlöst, aufgeladen und zu allem bereit. Zum ersten Mal in der ewig langen Zeit seit Punk und Hardcore hatte mir Musik Energie gegeben und nicht nur gekostet. Ich spürte jede einzelne Kickdrum, jede Basslinie und jedes Zischen des Hi-Hats in meinen Adern, Sehnen, Muskeln,



Hat sich freigeschwommen: Chrigel Fisch. Bild: pd

Haarspitzen. Die Musik richtete mich auf wie eine Statue, ich fühlte mich wie ein junger Krieger, der die Angst vor der Schlacht noch nicht kennt.» In den Briefen mit Nadja wird die Hamburger Band Tocotronic – ihre frühen Songs und Texte – zu einer Art Seelenbrücke und philosophischem Einverständnis der beiden Liebenden.

Ein Befreiungsschlag

Was bleibt am Ende von «Donnerstag Freitag Samstag Sonnenblume»? Die Erkenntnis, dass alles Leben nur vom Tode spricht? Dass Liebe zwei Menschen auch entfremden kann? Dass alles nichts ist? Nirwana, eine Rauchblase, ein Erschrecken beim Anblick der eigenen Nacktheit? Eigentlich erstaunlich, wie sanft diese Erzählung endet, wie versöhnlich. Der Kontakt zur geliebten Toten wird in Worten wiederhergestellt, auch wenn dahinter die Erkenntnis lauert, dass gerade dies ein Ding der Unmöglichkeit ist. Literatur aber darf vieles; ihr immanent ist der paradiesische Garten der Phantasie. Im kurzen, das Buch abschliessenden Sonntag-Kapitel findet der Autor Anna. Ist sie der Anker in der stürmischen See? Und wo steckt eigentlich Florian? Dieser sympathische, skurrile Typ vom Atelier nebenan, der höchst lebendig auftaucht, dann aber lautlos und geheimnisvoll verschwindet. Fische's Buch lässt viele Fragen offen, sein Happy-End ist etwa so diffus wie die fernen «Hügelketten, an denen sich die Wolken stauen». Und seine Prosa ist in ihrer Essenz auch eine Art Befreiungsschlag, stöhnt auf fast jeder Seite: «Ich will weg hier! Lasst mich in Ruhe mit eurem Gerede von Sinn und Wirklichkeit! Ich will bloss weg hier!» Da kein Weg zurück führt und kein (letztlich) befriedigender zum geliebten Du, bleibt nur der Schritt nach vorn. Die spontane Abreise. Oder die wiederholte Flucht ...

Chrigel Fisch ist mit dieser Erzählung auf seine Art auch abgehauen, ist mit seinen literarischen Bildern verauscht, abgezischt. Nicht ohne seiner Vergangenheit und Nadja B. ein kleines Denkmal zu setzen. Mal sehen, wann er wieder zurückkehrt. Allein, mit einer Dose Bier oder einer neuen Erzählung in der Hand. Oder beidem zusammen.

René Sieber, Autor und Saiten-Presswerker, lebt in Wattwil.



MANUEL STAHLBERGER

1

HERR M'ÄDER



ÜBERARBEITETE
4. AUFLAGE
BAND 1
JETZT
KAUFEN!

VERLAG SAITEN

HERR M'ÄDER 1 gibt es in allen St.Galler Buchhandlungen. Oder direkt beim Verlag Saiten, Oberer Graben 38, Tel. 071 222 30 66, sekretariat@saiten.ch



Sprachwitzig und Zeitkritisch: Mischa Vetere Bild: pd

DIE PHILOSOPHIE DER HUNDE

«alles mit vieljähriger mühe und sonderbarem fleiss zu jedermans wess stand und ampts er auch seye grossem nutzen und hülfe gesammelt und mit vielen nöthigen kupfern zum öffentlichen druck verfertigt», zitiert Mischa Vetere (1967 in Zürich geboren, lebt in Zürich und Lyon) am Ende seines zweiten grösseren Gedichtbands einen Meister um 1700. Und Vetere tut dies mit Stolz und einem gewissen ironischen Lächeln, denn sein Band «die philosophie der hunde» erscheint zehn Jahre nach seinem Erstling, den «ungestillten säugern» (1995), und er erscheint in bibliophil durchdachter Ausschmückung: mit Buchillustrationen, Zeichnungen und Fotos sowie einem schönen hochformatigen gelben Lesezeichen, das weitere Texte von Vetere enthält, darunter das bissige Kurzgedicht «silicon»:

«schönheitspreis
der schönheit:
silly con carne.»

Ironie, Sarkasmus, Satire sind aber nur ein Eckpfeiler in Vetere's Poesie, andere sind der Sprachwitz, beziehungsweise das Sprechen der Sprache selbst und die Welt der Erfahrungen, die intensive Empfindung: «herz-zeitalter» nennt sich Vetere's Formulierung eines New Age. Und seine Formulierung hält Vetere hoch, zielt doch der Text nicht nur das Backcover der «philosophie der hunde», sondern schliesst auch einen Part im Band selbst ab (Teil II – der Band gliedert sich in fünf Teile), steht also an gewichtiger Stelle. In diesem Gedicht, von dem 1996 auch eine französische Übersetzung erschienen ist, «âge-coeur», sagt Vetere, worum es ihm geht, und er tut dies schlicht und direkt, und natürlich äusserst zeitkritisch:

«herz-zeitalter

zeit der geöffneten
herzen, chirurgisch
gemacht, prima.

ich spreche von
offenen herzen, vom
verstand mit seele,
nicht von skalpellen.»

Unter den rund 35 Gedichten findet sich manche Perle, denn die geringe Produktion weist in Vetere's Fall auf seine Tendenz hin, lange an einzelnen Texten zu arbeiten und bedeutend mehr zu verwerfen als zuzulassen. Doch ist eins der schönsten Stücke das Schlussstück, das den Titel «unter zypressen» trägt und aus drei Strophen besteht, die nicht ein einziges Konkretum enthalten: lauter Abstrakta, die aber das im Titel genannte Konkretum, «zypressen», umso mehr zum Leuchten und Verschatten, zum Erscheinen, bringen:

«unter zypressen

gib der stille
einen namen

sag nicht STILLE
sag nicht NAMEN

sag nicht NICHTS
und auch nicht
LEERE»

So endet der Band auf Seite 63, mit dem Wort «LEERE». Ja, da ist der Becher an Bildern und Worten, den der von Erika Burkart so geschätzte Dichter Mischa Vetere mit seiner «philosophie der hunde» kredenzt, denn auch ausgetrunken, leer. Zurück bleibt das aromatische Bouquet eines Lebens in poetischen Fragmenten.

Mischa Vetere. die philosophie der hunde / gedichte.
Daphnis Verlag, Zürich 2005.

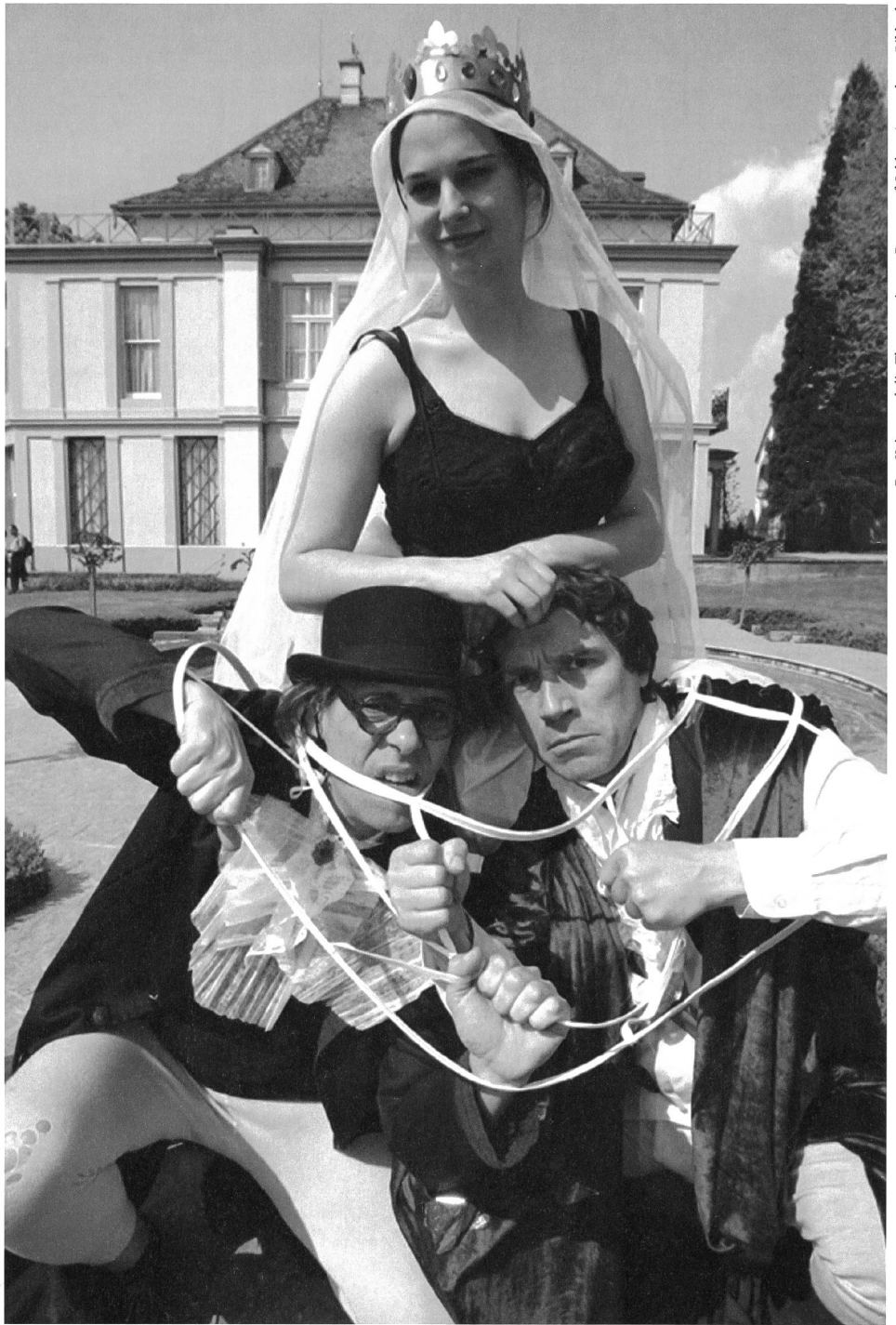
IMMER DER NASE NACH

44

Auf Schloss Arenenberg, dem Originalschauplatz, zeigt das See-Burgtheater «Sprungbrett zur Macht»: eine musikalische Revue über den letzten französischen Kaiser. Und ein Stück Lokalgeschichte. von Flori Gugger

Napoleon III. hat im Thurgau Spuren hinterlassen. Manche Thurgauer Familie findet in ihrem Stammbaum den Namen des letzten französischen Kaisers. Seine Zuneigung zu den Thurgauer Landmädchen war kein Geheimnis. Und vor hundert Jahren vermachte Eugénie, seine Witwe, ihr Schloss Arenenberg dem Kanton. Die Verbannung des «grossen» Napoleon Bonaparte nach St. Helena hatte auch seine Stieftochter und Schwägerin, Hortense de Beauharnais, ins Exil getrieben. Sie liess sich auf Schloss Arenenberg bei Salenstein am Bodensee nieder. Den Blick stets nach Paris gerichtet, blühte sie hier ihrem Sohn Louis Napoleon den Ehrgeiz ein, der ihm später zum Titel Kaiser Napoleon III. verhalf.

Rechtzeitig zum hundertjährigen Jubiläum unternimmt das See-Burgtheater nun einen Streifzug durch das ereignisreiche Leben des Kaiserpaars Napoleon III. und Eugénie. Am Originalschauplatz – im lauschigen Arenenberger Schlossgarten mitsamt Sonnenuntergang – inszeniert Leopold Huber Stationen aus ihrem Leben. Der Regisseur bleibt damit seinem Konzept treu. Vor zwei Jahren hat das See-Burgtheater in der Revue «Kalter Krieg



Der Kaiser und die Thurgauerinnen: Drama auf Schloss Arenenberg. Bild: pd

und heisse Würstli» die neuere Geschichte der Schweiz aufgearbeitet. Ein Bunker oberhalb Kreuzlingen bildete die Kulisse, und heuer rückt also das idyllische Schloss Arenenberg ins Zentrum des Geschehens.

Ein königliches Drama

Das Schloss beherbergt das Napoleonmuseum. Wie ein Gast am kaiserlichen Hof schlurft man in Filzpantoffeln frei in den stattlichen Gemächern von Louis Napoleon umher. Zahlreiche Originalgegenstände zeugen vom französischen Charme des 19. Jahrhunderts. Huber hat im vergangenen Jahr «einen Meter Bücher» über den Kaiser und

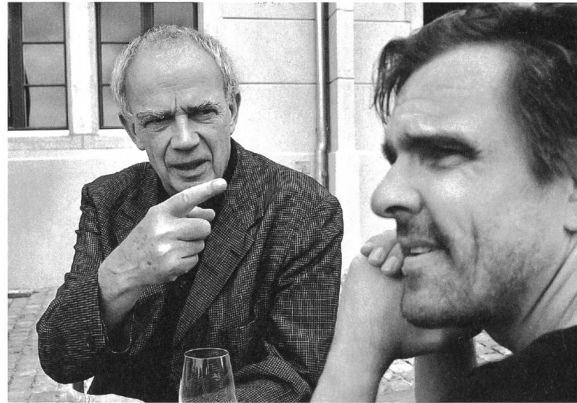
seine Zeit gelesen und schnell gemerkt, dass das Leben von Louis Napoleon ein idealer Theaterstoff ist: «Machtgier, Intrigen, Sex: Diese Stoffe finden sich schon in Shakespeares Königsdramen», sagt er. Mit zahlreichen Thurgauer Landmädchen hat sich Napoleon vergnügt und sich dann fein aus der Verantwortung rausgekauft. Selbst im hohen Alter und mit vereiterten Harnleitern konnte der opiumsüchtige Herrscher nicht von den jungen Landpomeranzen lassen. Die zahlreichen Nachfahren dieser Vergnügungen könne man an der napoleonischen Nase erkennen, schmunzelt Huber. So stammt auch die in Schaffhausen geborene Autorin Edith Gloor

direkt von Louis Napoleon ab: Ihre Ur-ur-ur-Grossmutter war eine Ermatingerin, die von ihrer kaiserlichen Exzellenz vernascht wurde. Gloor hat Hubers subjektive Auswahl der Fakten dialogisiert und zu Szenen verdichtet. Nicht nur die Liebesabenteuer und der Bezug zur Region interessieren den Regisseur. Vielmehr habe Louis Napoleon auch politisch einiges erlebt: «Zwei Putschversuche, Aufenthalte im Gefängnis und Exil, der Staatsstreich, mit dem er die Macht erlangte, die Gründung der Pariser Börse oder die Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg: Louis Napoleon wurde es nicht langweilig», fasst Huber zusammen.

Ruck zuck fick fack

Der «Erfinder» der Operette, Jacques Offenbach, hat den Grundton der bewegten Regierungszeit von Napoleon III. in seinen Werken festgehalten. Diese seien voller treffender und ironischer Anspielungen auf den Kaiser und die Ereignisse seiner Zeit, erklärt Huber. So bilden Offenbachs eingängige Melodien eine optimale musikalische Umrahmung der Revue. Das vierköpfige Ensemble (Franca Basoli, Ines Palma Hohmann, Erich Hufschmid und Domenico Pecoraio) lässt manchen von Offenbachs Gassenhauern anklingen. «Mit den Frauen gings fick fack / das war Louis Kleinzack», singt man im Stück einmal den etwas holprigen Reim zur schmissigen Kleinzack-Melodie aus Offenbachs Operette «Les Contes d'Hoffmann.» Die Schauspieler wechseln ihre Rollen und den Ort des Geschehens im Verlauf des Abends so rasant wie der Protagonist seine Gespielinnen. Ein Spielmacher erklärt und kommentiert jeweils kurz, wo man sich befindet: Arenenberg, Paris, London, Amerika und retour. Mit den Mitteln des Theaters die Machenschaften der Macht als grosses Theater zu entlarven, ist die Absicht des Stücks. «Sprungbrett zur Macht» lautet der Titel. Das Schloss Arenenberg – hoch überm Untersee gelegen, als stünde es bereit zum Absprung – bietet eine stimmige Kulisse.

Schloss Arenenberg Salenstein. Do 15. (Premiere), Fr 16., Sa 17., Mi 21., Sa 24., Mi 28., Do 29., Fr 30., jeweils 20.30 Uhr. Weitere Aufführungen bis 22. Juli. (Freilichtspiel. Zuschauertribüne gedeckt.) Mehr Infos: www.see-burgtheater.ch. Reservationen: 071 670 14 00 oder info@see-burgtheater.ch.



GESPRÄCHSLAWINE.

Sein siebter Roman, «Am Hang», bescherte dem Schaffhauser Schriftsteller Markus Werner letzten Sommer endlich die Aufmerksamkeit, die er schon lange verdient hätte. Von NZZ über FAZ bis Süddeutsche Zeitung: Alle waren begeistert. Auch wenn einige langjährige Werner-Fans seine Nüchternheit und die erzählerische Souplesse vermissten, die seine früheren Texte so auszeichneten: Das Buch ist ein Grosse Erfolg. Es ist das Gespräch unter zwei Männern. Sie treffen sich an zwei Abenden auf einer Tessiner Hotelterrasse und trinken viel Wein. Anwalt Thomas Clarin hat immer gerade eine Affäre hinter sich, findet die Ehe abwegig und die Welt ganz akzeptabel. Thomas Loos, Altphilologe, hat gerade seine Frau verloren, findet in der Ehe seine

Heimat und hasst die Welt aus ganzem Herzen. Die beiden Männer verstricken sich in ein fiebriges Gespräch. Hoch gebildet zwar, aber die Gefahr einer gewaltigen Lawine wird immer grösser. Am Hang – das spürt man beim Lesen mehr und mehr – kann bei einem Unwetter schnell

etwas ins Rutschen kommen. Marcus Schäfer und Hans-Rudolf Spühler, beide Ensemble-Mitglieder des Theaters St.Gallen, haben vergangenen Dezember die St.Galler Zuschauerinnen und Zuschauer mit ihrem «Am Hang»-Leseabend in den Bann gezogen. Sie sind nicht die einzigen, die Werners Erfolgsroman auf die Bühne bringen. Brigitta Soraperra, die in der letzten Spielzeit am TaK «Sennentuntschi oder Sennpoppa» inszeniert hat, kehrt im Juni nach Schaan zurück: mit ihrer Schauspielversion von Markus Werners Roman. Diese wurde im Januar am Theater Stadelhofen in Zürich uraufgeführt und war wochenlang ausverkauft. (sob)

Theater am Kirchplatz Schaan. Do 8. und Fr. 9. Juni, jeweils 20.09 Uhr. Mehr Infos: www.tak.li



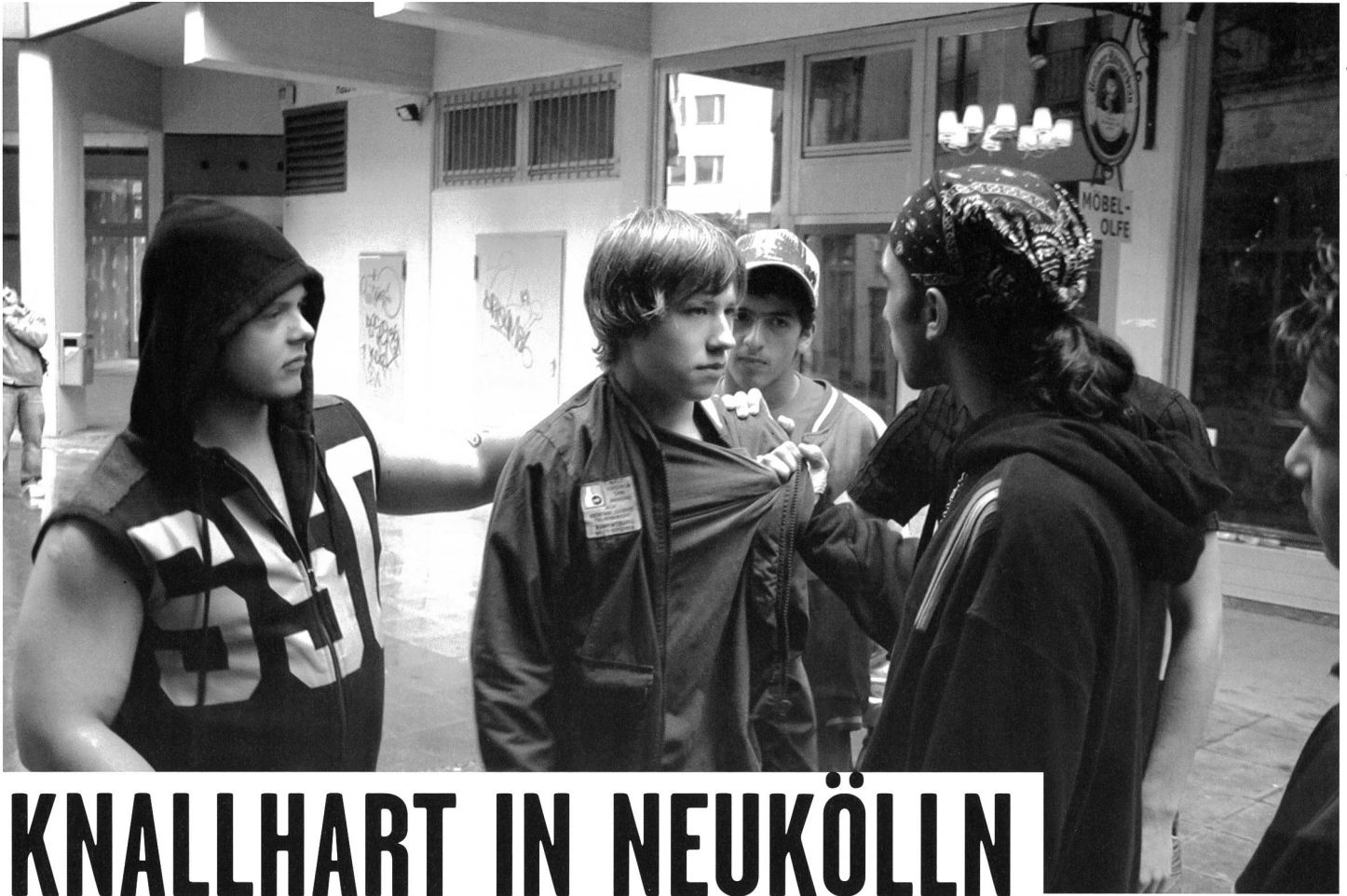
GESPRÄCHSBLOCKADE.

Letzten Sommer hat das Studententheater der Uni St.Gallen mit ihrer Umsetzung von Dürrenmatts «Meteor» in der Kellerbühne viel Anklang gefunden. Dieses Jahr haben sich die Studentinnen und Studenten ein weniger bekanntes Stück vorgenommen: «Konfusionen» von Alan Ayckborne. Der Engländer ist ein unglaublich produktiver Autor. Bis zu drei Stücken legt er jährlich vor. Gern schreibt er über die menschliche Kommunikation, besonders darüber, wie sie misslingen kann. Dies ist auch das Thema von «Konfusionen». Es

besteht aus vier Kurzstücken, die alle auch einzeln gespielt werden können. «So viel ich weiss, führen wir erstmals alle vier Teile des Stückes auf», sagt Mathias Kaufmann, Student der Uni St.Gallen. Gemeinsam mit Adrian Illien ist er

dieses Jahr für die Regie des Stücks verantwortlich. Die beiden haben sich für Ayckbornes Text entschieden, weil es erstens gar nicht leicht sei, ein Stück für sieben Frauen und acht Männer zu finden. Vor allem interessiere sie aber das Thema. Die Proben sind gut angefallen, versichert Kaufmann. Obwohl die Gruppe jährlich neu zusammen gesetzt wird, funktioniert die Kommunikation reibungslos. (sob)

Kellerbühne St.Gallen. Di 13., Mi 14., Sa 17., Mo 19., Mi 21. und Do 22. Mehr Infos: www.kellerbuehne.ch



Glasgower Kopie. Bild: pd.

46

KNALLHART IN NEUKÖLLN

Detlev Buck bringt kein Betroffenheitskino auf die Leinwand, sondern einen Gangsterfilm in der Tradition von Martin Scorsese und des Film Noir.

von Andreas Kneubühler

Es ist bloss ein Umzug in ein anderes Berliner Stadtquartier, doch Michael Polischka (David Kross) findet sich unvermittelt in einer anderen Welt wieder. Er versteht die unter Gleichaltrigen geltenden Codes nicht mehr. Wem kann er trauen, wer hat das Sagen, wer kann ihn beschützen? Bereits am ersten Tag wird er zusammengeschlagen. Geld und Turnschuhe werden ihm abgenommen. Schnell wird ihm klar, allein hat er im von Gangs dominierten Umfeld keine Chance. Es beginnt ein hartes Überlebenstraining. Doch Michael ist schlau und war schon vor dem Umzug kein unbeflecktes Wohlstandskind. Der 15-Jährige ist alles andere als behütet aufgewachsen. Der gesellschaftliche Abstieg vom Berliner Nobelviertel Zehlendorf ins Arbeiterquartier Neukölln wurde nötig, weil die Mutter (Jenny Elvers) von ihrem Liebhaber rüde vor die Tür gesetzt wurde. Es war nicht der erste Rausschmiss.

Der Versuch, Verbündete zu finden, gelingt Michael nur halb. Die neuen Kumpels verziehen sich schnell, wenn die Luft dick wird und die Gang des brutalen Erol auftaucht, dessen grösste Schmähung «du Opfer» lautet. Der Typ, der den jungen Deutschen mit dem ehrlichen Gesicht schliesslich unter seine Fittiche nimmt, ist ein paar Nummern grösser. Der Dealer Hamal, fast schon ein Mafia-Pate, sucht einen zuverlässigen Kurier, die ideale Rolle für Michael, der bald gutes Geld verdient und sich schicke Turnschuhe leisten kann.

Bei Scorsese geguckt

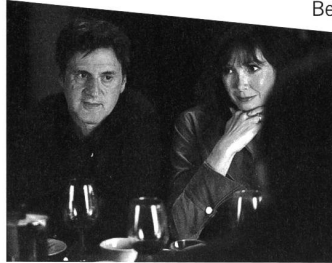
Der Film «Knallhart» sorgte in Deutschland für Schlagzeilen und verursachte eine Schwemme von alarmierenden Berichten über die Jugendgewalt in Quartieren mit einem hohen Ausländeranteil. Regisseur Detlev Buck beschreibt eine Realität, an die viele

nicht glauben wollten – oder sie zumindest weit weg in den Pariser Banlieues oder amerikanischen Grosstädten wähten. Aber das machten schon andere, etwa Fatih Akin («Gegen die Wand»). «Knallhart» muss deshalb nicht aus einer Sozialarbeiter-Perspektive gesehen werden. Eine andere Blickrichtung ist weitaus interessanter und wird dem Film mehr gerecht: Buck nimmt Anleihen bei den ersten Streifen von Martin Scorsese. Er beruft sich auch auf die schicksalshafte Ausweglosigkeit der Filmhelden in den Serie-Noir-Streifen der dreissiger Jahre. Selber nennt Buck «Mean Streets» als filmisches Vorbild – Scorseses autobiographisch gefärbte Schilderung einer Jugend im mafiös verseuchten Little Italy – aber auch Truffauts «Quatre Cents Coups».

Doch sein Film erinnert an einen anderen Scorsese-Streifen, an «Good Fellas», der virtuos den Aufstieg des Aufstiegs eines jungen Mafiosi (Ray Liotta). In beiden Filmen erscheint der Einstieg in eine kriminelle Organisation als völlig logischer Schritt. Es ist der einzige Ausweg, der in einem Milieu von Willkür und Gewalt persönliche Sicherheit und sozialen Aufstieg ermöglicht. Zu weit

PEINDRE OU FAIRE L'AMOUR.

Der Meteorologe William und seine Frau Madeleine, eine begeisterte Hobbymalerin, stehen nach dreissig glücklichen Ehe- und Berufsjahren an der



Schwelle zu einem neuen Lebensalter. Als William frùhpensioniert wird, weiss er mit seiner neu gewonnenen Freiheit zunächst nicht viel anzufangen. Doch

als Madeleine auf dem Land ein altes Bauernhaus findet, das zum Verkauf steht, beschliessen die beiden spontan ganz neu anzufangen: Sie ziehen aufs Land. Schon allein diese Ent-

scheidung wirkt wie berauschend auf sie. Überglücklich richten sie sich auf ihrem schönen, abgelegenen Hof ein und entdecken nicht nur die Natur, sondern auch sich selbst und ihr Liebesleben neu. Die Bereitschaft zum Wandel hat sie auf wundersame Weise verjüngt. Als sie den blinden Bürgermeister Adam und seine Frau Eva kennen lernen, entdecken sie auch in der Hinwendung auf andere eine ganz neue Offenheit an sich ... Das Regiebrüderpaar Arnaud und Jean-Marie Larrieu legt mit seiner wunderschön fotografierten erotischen Komödie ein solch charmantes und aufregend knisterndes Spielfilmdebüt vor, dass man sein Herz augenblicklich an dieses Werk verliert. «Leicht und pikant wie ein Flirt ...» «Télérama». (sm)

treiben sollte man die Parallelen allerdings nicht. Buck spannt den Bogen viel weniger weit als Scorsese. Seine Hauptfigur lässt sich vom Gangstervirus nicht völlig infizieren, im entscheidenden Moment zieht Michael nicht mit. Die Schlusszene, gefilmt in einem trostlosen Geviert von Autobahnviadukten, gehört zu den stärksten Momenten im Film. Hier macht Buck alles richtig. Die Kamera, die lange nahe auf dem Gesicht des Jungen bleibt, zieht sich zurück und beobachtet – wie aus einem humanen Impuls heraus – die Szenerie von weit her, als der Schuss fällt, der den Endpunkt von Michaels Gang-Karriere bedeutet.

Seinen Stil gefunden

Mit «Knallhart» gibt Detlev Buck seiner Karriere eine neue Richtung. Der 44-jährige Filmmacher zeichnete sich in Streifen wie «Karniggels» oder dem Roadmovie «Wir können auch anders» durch schräge Geschichten und überzeugende Schilderungen von sympathischen Verlierertypen aus. Mit der Knast-Komödie «Männerpension» (Til Schweiger) landete er einen der grössten deutschen Kassenschlager der neunziger Jahre. Für «Knallhart» hat Bucks länger in Neu-köln recherchiert und nimmt für sich in Anspruch, das Milieu genau zu schildern. Er bündert sich nie an und findet einen eigenen Stil. Buck filmt in verwaschenen Farben und nimmt die Kamera immer wieder zurück – gerade wenn die Gewalt eskaliert. Er hat es auch nicht nötig, Authentizität in der Tonspur vorzutäuschen. Im Film ist bloss ein Hip-Hop-Stück zu hören. Dafür setzt der Filmmacher in den Anfangsszenen Musik von Strawinsky ein, und die Grundstimmung verkörpert die Instrumentalversion von «Blinking Lights», einem melancholischen Stück der Eels.

«Knallhart» läuft im Juni im **Kinok**. Genaue Spieldaten siehe Kalender.

MILLE MOIS.

Marokko 1981, zur Zeit des Ramadan. Mehdi und seine Mutter Amina sind gerade in eine kleine Stadt im Atlasgebirge gezogen, um bei ihrem Grossvater Ahmed zu leben. Der siebenjährige Mehdi glaubt, sein Vater sei in Frankreich. Tatsächlich wurde er aber bei einem Arbeiterstreik gefangen genommen und inhaftiert. Der Junge hat Schwierigkeiten, Freunde zu finden, wird aber bald zum Lieblingsschüler seines Lehrers. Daneben lernt er

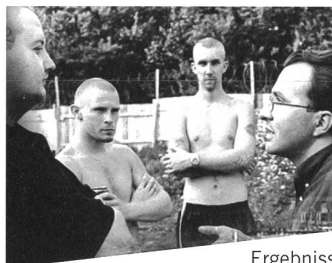


die rebellische Teenagerin Malika kennen, die Zigaretten raucht, sich provozierend kleidet und an Studentenprotesten teilnimmt. Während Amina und Ahmed auf die Freilassung von Mehdis Vater hoffen, kommt es in der

Nachbarschaft zu einem Liebesdrama mit verheerenden Folgen. «Mille mois» ist das erste marokkanische Filmprojekt, das nach der Thronfolge des Reformers Mohammed VI. die problematische Geschichte des Landes thematisiert. Der atmosphärisch stimmige Film zeigt den Alltag in einer kleinen marokkanischen Stadt zu Beginn der achtziger Jahre, als Korruption, Zensur, Gefängnisstrafen für politische Gefangene und fehlende Meinungsfreiheit die Tagesordnung bestimmten. Konzentriert und mit grosser Zurückhaltung, ebenso nachdenklich wie berührend registriert der Regisseur das zerbrechliche Gleichgewicht des Lebens, während er den Zuschauerinnen und Zuschauern in traumhaften Bildern die prächtige nordafrikanische Landschaft vor Augen führt. «Mille mois» wurde mit mehreren Preisen ausgezeichnet, unter anderem am Filmfestival von Cannes 2003. (sm)

WHITE TERROR.

Nach «Skinhead Attitude» beschäftigt sich der Dokumentarfilmer Daniel Schweizer erneut mit den Entwicklungen in der internationalen



rechtsextremen Szene. Ausgehend vom tragischen Mord an Marcel von Allmen, der von neonazistischen Kameraden tot geprügelt wurde, zeigt er

Ergebnisse seiner Recherchen. Im Mittelpunkt steht die internationale Vernetzung der homophoben und fremdenfeindlichen Vereinigung «Blood and Honour». Beunruhigend ist vor allem die Professionalisierung der Drahtzieher, die sich mit moder-

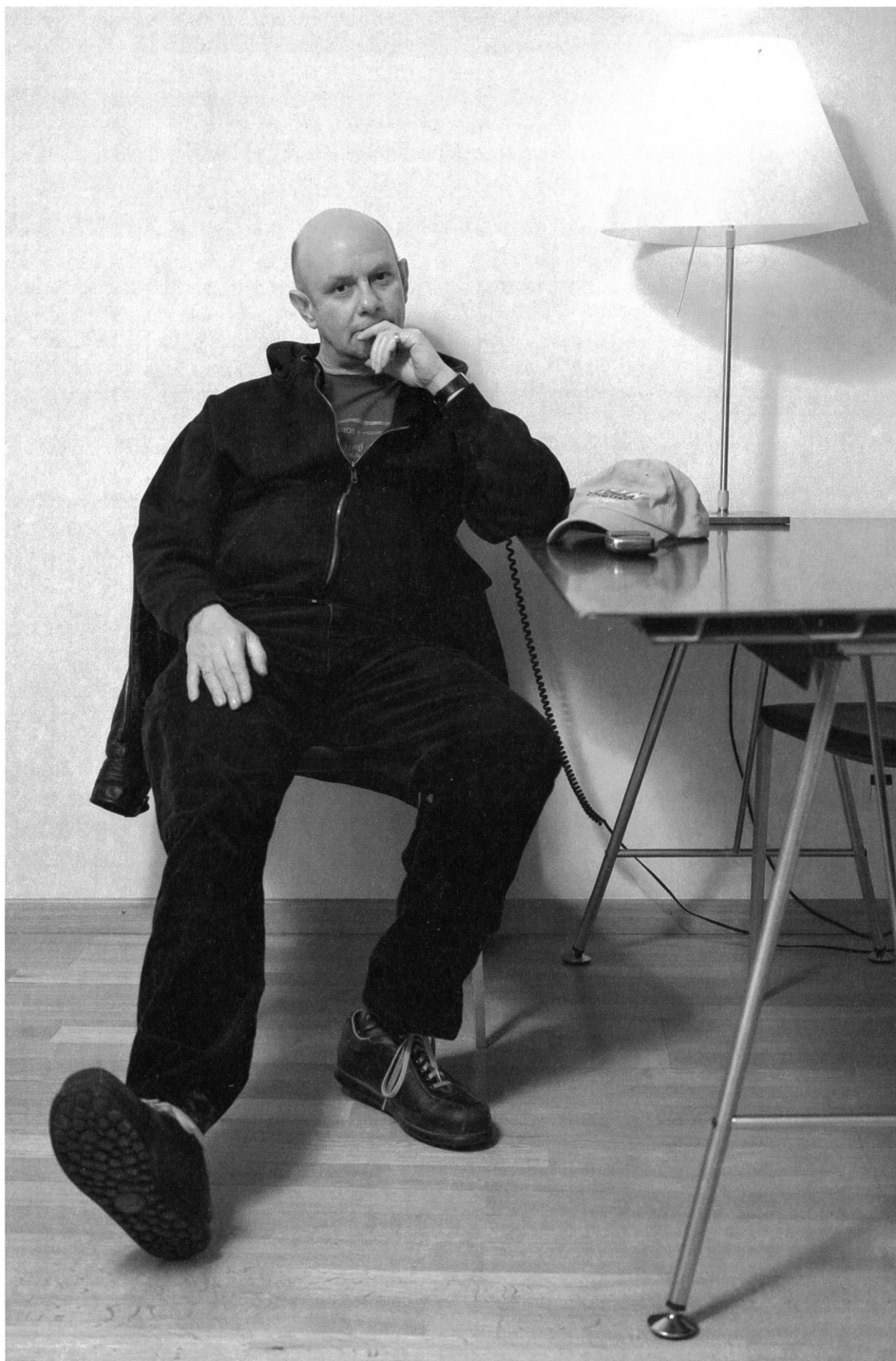
nen Kommunikationsmitteln vernetzen. Der Vertrieb von Musik, Videoclips, Magazinen und Büchern dient der zunehmenden Verbreitung von politischen Botschaften und «Totschläger-Bildern». «White Terror» ermöglicht den Einblick in eine Szene, die vor allem arbeitslose Jugendliche anspricht. Erschreckend dabei ist, dass nicht mehr die kahl geschorenen Provokateure auf der Strasse federführend sind. Es sind vielmehr Geschäftsleute, die die Verbreitung der rassistischen Ideologie betreiben. Der unkommentierte Film setzt auf das Selbstentlarvungspotential zahlreicher, teils alarmierender Aussagen von überzeugten Rassisten. «White Terror» wurde mit dem Zürcher Filmpreis 2005 ausgezeichnet. «Entlarvt die Macht faschistischen Gedankenguts in schockierender Schärfe.» «Der Zürcher Oberländer». (sm)

Alle Filme laufen im Juni im **Kinok St.Gallen**. Genaue Spieldaten siehe Kalender.

DIE DIGITALE NOSTALGIE

Der britische Autor Nick Hornby spinnt im Interview das Leben des Vinyl-Liebhabs Rob Gordon aus seinem Roman «High Fidelity» weiter. Er prophezeit das Ende der grossen Musik-Labels und beneidet seine Nichte um ihren iPod.

von Barnaby Skinner



Ein hellwacher Nostalgiker ohne Starallüren: Nick Hornby. Bild: Stephan Rappo

Nick Hornby begleitet mich durchs Leben. Der Roman «Fever Pitch» eroberte 1992 mein Fussballherz. «High Fidelity» tat 1995 dasselbe mit meinem Musikherz und sein letztes Buch, «A Long Way Down», besänftigte mein gebrochenes Herz. Gierig nach mehr Hornby besuchte ich im April seine Lesung im Zürcher Kaufleuten, wo er mit Kurztexten zu Bands, die ihn als Teenager prägten, zu Besuch war. Bands wie The Faces, The Clash und Bob Marley.

Nach der Lesung traf ich Hornby vor der Bar, wo er dreissig Minuten lang Bücher signiert hatte. In der linken Hand hielt er ein Bier. Die Fingerspitzen seiner Rechten steckten in seiner Hosentasche. Ich fragte ihn, was Rob, der Held aus «High Fidelity», der sich nie ans CD-Zeitalter gewöhnen konnte, heute im Zeitalter von Ringtones, iPods und Musik-Downloads machen würde. «Gut gefragt», antwortete Hornby. Er fuhr mit der freien Hand über seinen kahlen Kopf und machte mir ein Angebot: «Unterhalten wir uns doch morgen beim Kaffee darüber.»

Am folgenden Tag sitzt Nick Hornby verknitert vor mir. Er trägt eine schwarze Lederjacke und einen Kapuzenpullover. Seine Beine stecken in dunklen Jeans. Vor ihm liegt ein halbvolles Päckchen Silk Cut. «Alright?», begrüsst er mich. Er bestellt sich einen Milchkaffee und blickt mich fragend an. Ich nehme das Gleiche. Und dann, mit gelegentlichen Schluck aus der Tasse, spinnt Hornby die Geschichte von Rob, dem CD-Hasser und Plattenliebhaber, weiter.

Würde Rob heute seine Musik bei iTunes kaufen?

Nick Hornby: Ja, ich glaube schon. Aber viel wichtiger ist zu wissen, dass er ganz bestimmt einen neuen Job haben und keine Platten mehr verkaufen würde.

Wo würde er arbeiten?

Ein Bekannter von mir, der genau wie Rob ist, verkauft jetzt Häuser (*lacht*). In London machen alle Indie-Platten-Läden dicht. Sie können nicht mehr überleben. Ausser, sie sind spezialisiert. Wenn sie Reggae-Platten verkaufen, zum Beispiel. High Fidelity hätte ich im Jahr 2006 nicht schreiben können.

Meine Nichte wird ihren Musik-Geschmack schneller und breiter entwickeln. Aber sie wird nie ein solch intimes Verhältnis zu Alben haben, wie ich. Das tut mir sehr leid.

Würde Rob iTunes-Einkäufer als ernsthafte Musikliebhaber akzeptieren?

(Überlegt lange.) Das Angebot der Online-Laden wird ernsthafter, weil immer grösser. Aber Rob hätte sicher eine Phase der illegalen Downloads bei Tauschbörsen durchgemacht. Die Auswahl dort ist endlos. Das digitale Zeitalter hat die Musiknostalgie ins Unendliche verstärkt.

Das Internet fördert Nostalgie?

Natürlich. In Tauschbörsen finde ich alles. Unveröffentlichte Studioaufnahmen. Konzertschnitte. Ein Grateful-Dead-Fan kann jeden Tag der Woche ein anderes Konzert im Netz finden, dann auf seinen iPod rüberspielen und immer dabei haben. Es gibt keinen Widerspruch zwischen Internet und Nostalgie. Im Gegenteil. Das Netz ermöglicht es Leuten wie Rob, dauernd in der Vergangenheit zu leben, weil alles verfügbar ist. Das Internet ist das ultimative Fanerlebnis.

Der wirkliche Musikfan lädt seine Musik noch immer auf illegalen Tauschbörsen runter?

Ja, ich denke schon.

Wird sich das nicht ändern?

Doch. Sobald die Musikbranche alles online verkauft. Von der Demo-Aufnahme bis zum Live-Konzertschnitt.

Während seiner Lesung am Vorabend hatte mich Hornby mit folgender Geschichte zum Lachen gebracht. Auf der Suche nach der Songliste eines Bob-Marley-Konzertes aus dem Jahre 1972 – ein Konzert, das er mit seiner damaligen Freundin besuchte – war Hornby auf den Erlebnisbericht eines anderen Konzertbesuchers gestossen. Darin stand: «Alle Menschen, ob schwarz, weiss oder gelb, tanzten zu Marleys No Woman, No Cry. Sie tanzten in der U-Bahn. Sie tanzten auf der Toilette. Sie tanzten und tanzten.» Hornbys persönliche Erinnerung ans Konzert sah etwas anders aus. Seine Freundin wurde während dem Konzert belästigt. Er selber traute sich nicht einmal aufs Klo. Und an das Lied No Woman, No Cry konnte er sich nicht erinnern. Der Grund dafür fiel ihm später ein: Das Lied wurde erst 1975 geschrieben.

Dieses Bild von Menschen jeder Hautfarbe, die auf der Toilette zu einem noch nicht geschriebenen Lied tanzen, ist phantastisch. Es zeigt, dass Nostalgie viel mit Verklärtheit zu tun hat und mit dem Internet umso heftiger wuchert.

Mögen Sie denn das Internet nicht?

(lacht) Sicher doch. Was die negativen Gefühle gegenüber dem Netz angeht: Stellen wir uns vor, es habe sich nichts verändert. Kein technologischer Fortschritt. Teenager hören weiterhin Musik auf Vinyl und kaufen alle vierzehn Tage eine Platte. Rob würde trotzdem sagen, es sei nicht mehr das Gleiche. Das ist so, weil er nicht mehr 17 ist. Ich denke, viele Menschen verbinden negative Sachen mit dem Netz oder mit iPods, die eigentlich mit dem Älterwerden in Zusammenhang stehen.

Sind damit auch die Musikindustrie und die grossen Labels gemeint?

Ja, die grossen Labels sind grosse Nostalgiker. Noch heute sträuben sie sich dagegen, einzusehen, dass sich unser Umgang mit Musik verändert hat; dass man sich nicht mehr an das Vergangene festklammern kann. Es fällt der Musikbranche immer schwerer, Stars zu produzieren.

Sind die grossen Labels am Ende?

Ja, ich glaube, sie müssen zu etwas anderem werden. Ich kann mir nur schwer vorstellen, dass es die Firmen EMI, Warner oder Sony Music, wie wir sie heute kennen, noch in zwanzig Jahren geben wird. Bands wie Arctic Monkeys wurden ja im Internet gross. Ein Label brauchten sie dazu nicht. Sie waren sicher nicht die Letzten, die diesen Weg gegangen sind.

Um das Verschwinden von Labels gibt es keine Nostalgie?

Sicher nicht vergleichbar mit der Verdrängung von Vinyl durch die CD, oder mit dem Verschwinden der kleinen Indie-Plattenläden. Labels sind ersetzbar. Vielleicht mit irgendwelchen Portalen im Netz. Es gab ja nur ganz wenige Labels, die den eigenen Sound hatten. Wie das Soul- und R'n'B-Label Motown Records oder Sub Pop, das Label, das für den Grunge stand. Mit den grossen Labels haben

sich die Musikliebhaber nie richtig identifiziert.

Nick Hornby nimmt den letzten kalten Schluck Kaffee aus seiner Tasse. Früher, sagt Nick Hornby dann, habe er vor einer mehrwöchigen Lesetour Stunden damit verbracht, die richtigen Kassetten auszuwählen. Heute habe er beinahe seine ganze Musiksammlung auf der 60-Gigabyte-Harddisk seines iPods dabei und immer abrufbar. Aber just in dem Moment, als er die Vorteile der Digitalisierung betont, wird Hornby nostalgisch. Es scheint so, als geschehe dies gegen seinen Willen.

Nick Hornby: Ich beneide meine vierzehnjährige Nichte um die Musikauswahl, die sie hat. Ich habe ihr einen iPod zum Geburtstag geschenkt und einige Hundert Lieder rübergespielt. Als ich vierzehn war, hatte ich vielleicht zehn Platten. Ich konnte mir nur alle zwei Wochen eine neue leisten. Sie hat in Sekunden Hunderter Songs «at her Fingertips». Und wenn sie noch mehr Songs will, kann ich ihr noch mehr geben.

Ihre Nichte und Sie haben ein anderes Verhältnis zur Musik.

Meine Nichte wird ihren Musik-Geschmack schneller und breiter entwickeln. Aber sie wird nie ein solch intimes Verhältnis zu Alben haben, wie ich. Das tut mir sehr leid. Ich kannte jeden einzelnen Ton meiner Faces-Platten. So eine Beziehung wird meine Nichte vielleicht zu einem Song haben. Zu einem ganzen Album sicher nicht.

Deshalb würde Rob Kassetten und Platten mehr schätzen als den iPod.

Genau. Robs Bezug zur Musik ist viel intimer. Heute hören sich nur wenige Menschen ganze Alben des gleichen Künstlers an. CDs sind zu lang. Man hört sie selten zu Ende. Beim Vinyl war das anders. Da dauerte eine Seite zwanzig Minuten. Man musste sich immer entscheiden. Höre ich die erste Seite, oder die Zweite? Die Chance, so die ganze Platte kennenzulernen, war viel grösser.

REWIND

KLEBRIGER BODEN.

Am Abend, als im Hafenbuffet die Aeronauten und Slut spielten, kam Nostalgie auf. Und irgend etwas schien sich geändert zu haben. Niemand tanzte, als die Aeronauten zum Angriff bliesen. Mit von der Bühne springenden Menschen und Klatschkonzerten bot sich bei Slut ein anderes Bild. Es war die drittletzte Nacht im Hafenbuffet überhaupt. Das Haus ist verkauft und Pläne für die Zukunft sind gemacht. Das Gerücht von altersgerechten Wohnungen und einem Restaurant für diese Wohnungen geht um. Der Samstag nach dieser Freinacht war dann dementsprechend müd und unergiebig. Am Abend etwas essen gehen, dann nach Hause, um zu schlafen. Das war der Plan. Es fuhr aber noch ein später Zug nach Rorschach. Um Mitternacht hatte gerade eine Skatruppe ihren Auftritt beendet. Die



Blechgugen wurden verstaubt. The Bucks spielten noch gar nicht? Und dann steht Rams da. Im Bühnenlicht wirken seine Augen zugeschwollen und er recht alt. Ein Trugschluss, der später an der Bar aufgelöst wird. Viel wird auf der Bühne nicht geredet, Song an Song gereiht. Und dann ist die Show auch schon wieder fertig. Kein Firlefanz, keine falschen Posen, nur ab und an ein herzliches Lachen ins Publikum. Und plötzlich steht einer auf der Bar und spritzt eine Flasche Prosecco in den verbliebenen Rest des Publikums. Das war der Startschuss, bis in die Morgenstunden die Melancholie des Abschieds wegzutanzten. **[js]**

The Bucks spielten am 13. Mai am Sendeschluss Festival im Hafenbuffet Rorschach

Würde Rob seine Download-Sammlung ähnlich liebevoll behandeln wie seine Platten?

Nein. Die Sache mit Vinyl ist die, dass es ausschliesslich für Musik gebraucht wird. Das änderte sich mit CDs. Sie kleben auf den Titelseiten von Magazinen. Sie liegen im Büro herum und als Werbegeschenke im Briefkasten. Man kann sie gar nicht mehr stoppen. Eine CD-Sammlung besteht aus handbeschrifteten Plastikscheiben in vergammelten Plastikhüllen. Für den Sammler unbefriedigend. CDs sind ziemliche Scheissdinge.

Downloads lassen sich zumindest besser archivieren.

Das kostet viel Arbeit. Wenn Du ein abstruses Album herunterlädst, das nicht richtig katalogisiert wurde, hast Du lauter «Untitled»-Lieder auf dem MP3-Player. Passiert mir dauernd.

Wie hätten Downloads und iPods Robs Verhältnis zur Musik verändert?

Er würde viel mehr Musik hören. Vielleicht hätte er jetzt eine Familie. Und da würde ihm der iPod Auszeiten gönnen. Heute dominieren die Kinder die Medien im Haushalt: Fernseher, Computer, Stereoanlage. Auf seinem iPod hätte er seine private Musiksammlung, die er überall hören könnte. Auch wenn das Baby im Wohnzimmer schreit.

Also mehr Zeit um nostalgisch zu sein?

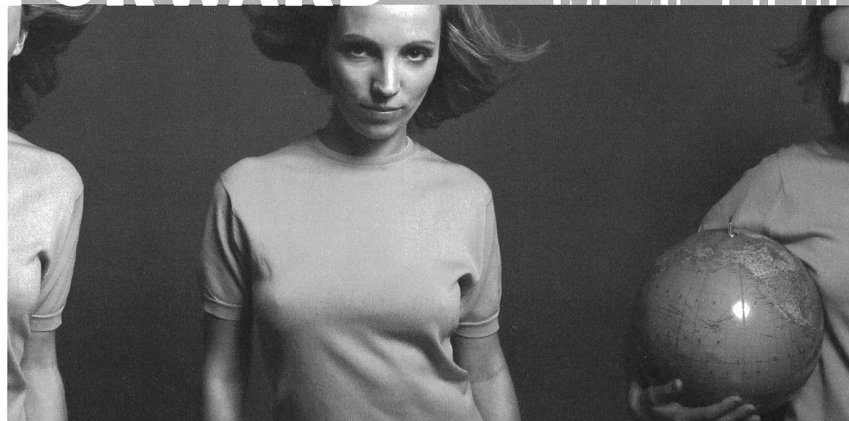
(lacht) Nostalgisch ist das falsche Wort. Es gibt in Robs Alter viele Leute, die Musik hören, die nicht vor 2003 produziert wurde. Sie hören neue Musik mit neuer Technologie. Nostalgisch ist das nicht.

Ist es modern?

Nein, das auch nicht. Es ist dasselbe wie Walkman hören. Auch die Musik hat sich nicht verändert. Man kann von Blur über Oasis zu White Stripes und Arctic Monkeys gehen. Wer in den Siebzigern Rock und Pop gehört hat – The Faces, The Animals, The Beatles – und diese Bands sieht, sagt nicht: «Wow! Was ist denn das?» Sondern: «Ah, ja, ich verstehe, was da abgeht.» Rock und Pop sind sich im Wesentlichen treu geblieben. Ich denke, das wird noch eine Weile so bleiben. Da können noch so gute neue Digitalformate erfunden werden. Und das ist doch das Wichtigste, oder? Die Musik, nicht das Gerät.

Barnaby Skinner, 1974, ist Journalist und wohnt in St.Gallen.

FORWARD



TROCKENER NORDEN.

Es ist spät. Draussen ist die Sonne weg. Dunkel legt sich die Nacht ans Fenster. Die neue Platte von Lobith ist schnell aus der Kartonhülle gefingert. «For demonstration and promotional use only» steht in fettem Schriftschnitt auf der Hülle. Und darunter etwas kleiner: «Monkey». Monkeys Hauptsitz ist in Österreich, geführt von Walter Gröbchen. Gröbchen war mal bei Universal und als Redaktor bei Ö3. Lobiths Platte erscheint auf der Schweizer Dependance von Monkey, beheimatet in Romanshorn. The Shell und Swedish sind auch bei dem jungen Label unter Vertrag. Lobith proben in Zürich, die Sängerin und Chefin Gabriela Krapf kommt aus Speicher und ist öfters in St.Gallen anzutreffen; zur Zeit probt sie mit der Otmarmusik den Open-Air-Auftritt. Wegen Norah Jones haftet dem Begriff Jazzpop ein zweifelhaftes Bild an. Zu omnipräsent sang sich die säuselnde Frau in die Köpfe. Zu fest

umarmte einem die Stimme. Anders bei Lobith. Trotz des sommerlichen CD-Titels «sunday land» fröstelte beim Hören. Musik, um in Narvik oder an einem anderen Ort in nordischer Abgeschiedenheit einem Mädchen nachzuträumen. Karg und trocken tickt das Schlagzeug, ab und an blubbert ein Wah-Wah-Pedal, grummelt eine Orgel. Feiner Witz durchzieht diese Musik. Gabriela Krapfs Stimme bleibt trotz Tiefe immer auf wohlthuender Distanz. Sie spielt keine falsche Nähe vor. Manchmal tönt gar die kratzbürstige Pink raus. Eine Platte zum Flattieren, eine Platte zum Liebeskummer-runter-spülen. Aber auch eine Platte für dann, wenn es einem zu gut geht – schöner Trauerweidenpop als Tranquillizer. **[js]**

Lobith spielt am 2. Juni bei Musig uf dä Gass im Waaghaus. Mehr Infos: www.lobith.ch

SWIXX - ANDERE PROJEKTE

Die Pro Helvetia fördert unter dem Label «swixx» zahlreiche Kulturprojekte, die sich mit der Migration auseinander setzen. Eine kleine Auswahl.

GESAMPELTE MIGRATION.



Rauschen setzt ein, eine Trompete, heisere Männerstimmen, Bongo-Geklapper. Und dann der erlösende Basslauf. Im Abspielgerät dreht sich die Platte «Sounds From Home. La Suisse Internationale». Ein Sampler der mit 20 Songs unterstreichen will, «wie international die Schweizer Musikszene ist – und wie gut sie klingt.» Aber noch vielmehr zeigt die Platte eine andere Szene; abseits von dem Bekanntem Pop- und Rockgedümpel strömt Musik aus den Boxen, die im Radio so nicht ausgestrahlt wird. Die X-Chaibä rappen: «Ihri Politik isch falsch, dä Ueli Murer hät Pflanz illegali Immigrantä.» Auch Milchmaa wird deutlich: «Spass und Fest statt Hass und Clichée.» Und neben den engagierten Raps der jungen Migranten pumpen Ragga-Beats von Shabani and the Burnin' Birds, hüpfen die Violinen bei Melinda Nadj Abonji & Jurczok 1001, schwirren die Handorgeln beim BeBa Orchestra und zuckt das Schlagzeug von Namusoke. Auf dieser Platte ist Musik aus einer anderen Schweiz zu hören. Eine Schweiz, die tanzt und die von fern kommt und sich nicht um Sendeformate kümmert. Trotz allem bleibt die Platte ein Sampler – mehr von dieser Musik bitte: auf der Strasse, in den Klubs, in den Herzen. [js]

Der Sampler «Sounds From Home. La Suisse Internationale» erschien bei Faze Records. Mehr Infos: www.faze.ch

MILCH MACHT MÜDE MÄNNER MUNTER.

Bilder: pd



Marcus Gossolt und Johannes M. Hedinger, aka Com&Com, schauten sich eine Milchpackung mal sehr genau an, packten die Chance der Erkenntnis am Schopf und machten daraus das neue Schweizer Volkslied: Milch, Lait, Latte, Latg. Für die Komposition holten sie sich Marius Tschirky ins Boot, für den Gesang um die hundert Kinder. [js]

Weitere Informationen: www.dschwiz.ch

DIGITALE PLATTFORMEN.



Die Musikerin Ling-Ling Yu begann mit neun Jahren Pipa, Geige und Erhu zu spielen. Seit mehreren Jahren lebt die gebürtige Chinesin in der Schweiz und verzaubert das Publikum mit Interpretationen traditioneller chinesischer Werke. Weitere Informationen zu Ling-Ling Yu und vielen anderen Künstlerinnen und Künstlern findet man auf der Internetplattform, die 1998 von «Kultur und Entwicklung» ins Leben gerufen worden ist. Sie versteht sich als Dokumentationsstelle für Kunst und Kultur aus Afrika, Asien und Lateinamerika in der Schweiz. Die Internetseite bietet zahlreichen Künstlern aus verschiedenen Sparten eine Plattform, um ihr Schaffen vorzustellen: www.coordinate.ch Ein weiterer Schwerpunkt von «Kultur und Entwicklung» ist die Vermittlung von Kontakten zu Veranstalterinnen und Veranstaltern und Agenturen. Ziel ist die Integration der Künstler in die Kulturlandschaft Schweiz, die Förderung des interkulturellen Dialogs und des Respekts für andere kulturelle Werte. Neben einem Booking-System und Biografien der Künstler finden sich auf der Homepage auch Tipps bezüglich Förderstellen und Unterstützung: www.worldwidemusic.ch [cw]

«Kultur und Entwicklung» ist die Kulturstelle der Hilfswerke Brot für alle, Fastenopfer, Swissaid und Terre des Hommes. Sie wird von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) und Schweizer Pro Helvetia mitfinanziert. Mehr Infos: www.coordinate.ch oder www.worldwidemusic.ch

VIETNAM – SCHWEIZ – VIETNAM.



Im Rahmen von «swixx» lancierte Pro Helvetia einen Wettbewerb für Künstlerinnen und Künstler mit Schweizer Wohnsitz. Unter den 16 prämierten Werken findet sich auch das Fotoprojekt «De retour» von Loan Nguyen aus dem Jahr 2005. Die Künstlerin begleitete ihren Vater auf seiner ersten Reise nach 38 Jahren Exil zurück in sein Heimatland. Die Schweizerin mit vietnamesischen Wurzeln dokumentiert auf den Bildern, wie ihr Vater an vertraute und beinahe vergessene Orte zurückkehrt. Das Fotobuch wird im Verlauf dieses Jahres veröffentlicht. [cw]

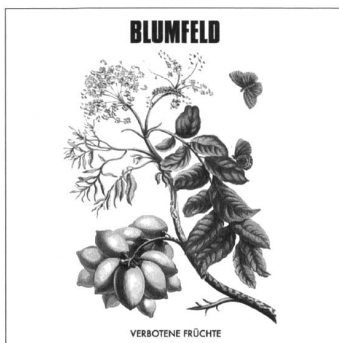
Einen ersten Eindruck des Fotobuches gewinnt man hier: www.madameloan.com

«BAZARPPOOL»: RUND UM DEN ERDBALL.



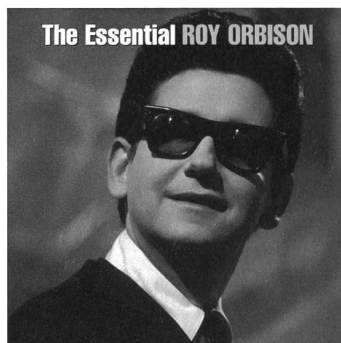
Die persische Harfenistin Asita Hamidi gründete 1996 ihre Band Bazaar in der Schweiz – zur gleichen Zeit entstand im hohen Norden das schwedische Trio Bazar Bla von Björn Meyer. Als sich die beiden an einem Konzert kennen lernten, erwies sich der ähnliche Bandname als nur eine von mehreren Parallelen. Die Verwandtschaft der musikalischen Ideen und die ähnliche Lebensphilosophie weckte die Lust für ein verstärktes Zusammenspiel – und so gründeten die beiden «Bazarpool»: eine Gemeinschaft von Musikerinnen und Musikern aus Skandinavien, der Schweiz, Spanien, Ägypten, Iran und Indien. Aus diesem Kreis entstehen kleinere und grössere Formationen, bei denen immer das Zusammenspiel und das Entdecken von Gemeinsamkeiten vermeintlich fremder Kulturen im Zentrum stehen. [cw]

Konzerte mit «bazaaris» aus dem Pool von Bazarpool: Do 8. Juni, 12.30 Uhr, Villa Boveri Baden, Fr 9. Juni und Sa 10. Juni, jeweils 21 Uhr, Atelier 363, Progr Bern. Mehr Infos: www.bazarpool.com



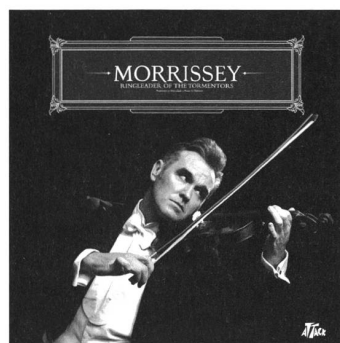
BLUMFELD.

Nun ist Jochen Distelmeyer bei der Naturlyrik angelangt. Und gibt sich beschaulicher denn je. Dass «die Welt schön sei», hatte er ja schon auf der letzten Blumfeld-Platte bemerkt. Oder festgestellt. Was stellt er denn auf «Verbotene Früchte» (Sony BMG) fest? Zum Beispiel, dass «die Tiere um uns keine besseren Menschen sind». Oder, dass «wir einfach da sind» und «was wir tun oder lassen, in unseren Händen liegt». «Und wir sind grundlos da, allein auf uns gestellt». Distelmeyer als Philosoph, als «ein deutscher Dichter»: Das hatten wir doch früher schon? Wie jedes Werk von Blumfeld, so handelt auch dieses wieder von der unüberwindbaren Spannung zwischen Individuum und Welt, von den Mysterien der Existenz, dem kleinen Glück im Alltag, der Rebellion gegen politische Denkfaulheit und der Fatalität von Leben und Tod. Und wie jedes Werk von Blumfeld seit «Old Nobody», so polarisiert auch dieses wieder. Soll es nur! Distelmeyer war und ist vieles, aber ein Kumpeltyp, der sich vereinnahmen und auspressen lässt, war er nie. «Saft fließt in die Pflanzen» heisst es in einem Song. Unglaublich! Meint er das ernst? Die es nicht glauben, versuchen ihm Ironie unterzustellen. Als ob sie zu einfache Wahrheiten nicht ertragen würden. Wer tut das schon gerne? Mir ist ein genialer Wurf wie der Song «Strobobobo» auch lieber als die beseligten Ergüsse des «Apfelmannes», die existenziellen Entwürfe in «Atem und Fleisch» wichtiger als der Edelkitsch in «Kleines Lied». Die Balladen aber, das verzeiht man dem Songschmied einmal mehr gerne, dürfen ruhig ein bisschen in Zuckerwatte tauchen. Dieses Mal sind es «Schnee» und «April». Am Schluss von «Verbotene Früchte» fliegt Distelmeyer mit den Raben davon. Winke, winke!



ROY ORBISON.

«Roy Orbison macht mir den Hof / Ich schmuse mit Skorpionen», singt Distelmeyer in «Strobobobo». Presswerk meidet Hitsammlungen und Sampler. In Sachen Roy Kelton Orbison, der dieses Frühjahr seinen 70. Geburtstag hätte feiern können, macht es aber gerne eine Ausnahme. Es ist immerhin einem der grössten Country- und Rock'n'Roll-Sänger aller Zeiten zu gedenken! Einem Vollblutmusiker, der John Lennon, Bruce Springsteen, Elvis Costello, Tom Waits und Myriaden von Sängern inspirierte. Elvis Aaron Presley bezeichnete ihn neidlos «als grössten Sänger der Welt». Diesem Roy Orbison, der Ende 1988 einer Herzattacke erlag, hat Sony BMG mit der Doppel-CD «The Essential Roy Orbison» ein würdiges Geschenk gemacht. Vor allem die erste CD mit den frühen Aufnahmen für Sun Records zeigt Orbison auf dem Höhepunkt seiner Sangeskunst. Seine zwischen 1958 und 1964 aufgenommenen Hitsingles, die in knapp drei Minuten bei vollem Orchesteraufwand ihre sentimentalen Themen für den Zuhörer erschöpfend abhandelten, gehören längst zu zeitlosen Klassikern. «Wie Opernarien» (Nik Cohn) behandelte der Mann hinter der Sonnenbrille, der am liebsten über schöne Frauen sang, seine unverwechselbaren Balladen. Songs wie «Running Scared», «Crying», «Leah» und «Falling» steigerte Orbison mit seinem hohen, modulatio- nsschnellen Tenor in ein Big-Band-Drama hinein. Mitte und Ende der 60er-Jahre verlor er bei zwei Schicksalsschlägen seine Ex-Frau und zwei seiner Söhne. Diese Familientragödien raubten ihm jegliche Kreativität. Erst Mitte und Ende der achtziger Jahre tauchte er mit den Traveling Wilburys, mit einem Song für den Kultfilm «Blue Velvet» und mit einem posthum erschienenen Album – «Mystery Girls» – wieder auf.



MORRISSEY.

Ich scheue den direkten Vergleich mit dem grossartigen Vorgänger «You Are The Quarry» von 2004. Gehen wir mal davon aus, dass für Morrissey in Rom eh ein neues Zeitalter begonnen hat. Glücklicher, ausgeglichener und lockerer hat ihn die ewige Stadt augenscheinlich gemacht. Wir sehen den Dandy auf der Vespa sitzen, mit dem Hund in den Borgate spazieren und in den engen Gassen der Innenstadt lustwandeln. Aber vergessen wir nicht die Zeit, die der Musiker im Studio verbracht hat, um «Ringleader Of The Tormentors» (Phonag) aufzunehmen. Mit dabei: Produktions-Veteran Tony Visconti. Von diesem wissen wir natürlich, dass er das Pathos zelebriert, Gitarrenschicht über Gitarrenschicht legt und patentierte, schwer durchdringliche Kompakt-Produktionen liebt. Glücklicherweise hat diese Technik Morrissey eher genutzt als geschadet. «Ringleader» bietet vom an die Smiths erinnernden «I Will See You in Far-Off Places» über das von Ennio Morricone veredelte Liebesgebet «Dear God, Please Help Me» bis zum herzerreissenden Finale «At Last I Am Born» so manchen liebgewonnenen Topoi. Die Single «You Have Killed Me» setzt Pasolini, einem der grössten italienischen Dichter, und einem seiner schönsten Filme des Neorealismo – «Accattone» – ein feines Andenken.



THE DRESDEN DOLLS.

Amanda Palmer, die sinnliche Sängerin und Pianistin der Dresden Dolls, nennt als einen ihrer wichtigsten musikalischen Einflüsse Morrissey. Damit ist der Kreis geschlossen. Zusammen mit ihrem trommelnden Mitstreiter Brian Viglione, den sie 2002 auf einer Party kennenlernte, wird sie mit dem zweiten Album «Yes, Virginia» (Universal) den Karrieresprung schaffen. Waren die Bostoner nach ihrem vor zwei Jahren erschienenen Debüt noch ein Geheimtipp, erscheinen sie jetzt auf Titelblättern. Ihre theatralisch energetische Mixtur aus Punk, Cabaret und Songwriting kommt so unmittelbar und direkt rüber wie momentan nur Weniges im Rockzirkus. Und die ungewöhnliche Besetzung mit Gesang, Klavier und Schlagzeug ist dabei kein Hindernis. Dresden lässt an Deutschland und seine Kultur denken. Palmer studierte offiziell in Regensburg; inoffiziell besuchte sie in Köln die einschlägigen Bars. Auf den geistigen Spuren eines Kurt Weill und Bertolt Brecht. «In unserer Musik steckt Unschuld, Kindheit, die Erinnerung an goldene Zeiten», erklärt sie. Na ja, so unschuldig sind die Dresden Dolls keineswegs. Songs wie «Dirty Business», «First Orgasm» und «Sex Changes» sprechen schon im Titel Bände, worum es ihnen geht. Dazu laden sie zu musikalischen Trips mit kniffligen Rhythmen und erstaunlichen Modulationen ein. Wem dies mit der Zeit zuviel wird, dem ruft Amanda im Finale zu: «Life Is No Cabaret.» Als ob wir das nicht selber wüssten!

SIEBERS JUNI-PODESTLI:

- {1} **Morrissey** Ringleader Of The Tormentors
- {2} **Bob Mould** Workbook (1989)
- {3} **The Dresden Dolls** Yes, Virginia
- {4} **Blumfeld** Verbotene Früchte
- {5} **Roy Orbison** The Essential Roy Orbison
- {6} **Sexsmith & Kerr** Destination Unknow (2005)
- {7} **Run-D.M.C.** Raising Hell (1986)
- {8} **Turin Brakes** JackInABox (2005)